

Predigt zum 5. Sonntag i.J., C, 2022

„Ein Haus voll Glorie schauet weit über alle Land...“

Können Sie noch zählen, wie oft Sie dieses Lied schon geschmettert haben?

Auf Kirchweih, an Fronleichnam oder Mariä Himmelfahrt?

„Ein Haus voll Glorie schauet“ – Diese Lied ist fast so etwas wie die Nationalhymne der katholischen Kirche. Es hat das innere Bild vieler Generationen stark geprägt: Die Kirche als unerschütterliches Haus auf dem Felsen, als festgefügte Trutzburg, ein uneinnehmbarer Wehrturm im Kampf gegen die böse, feindliche Welt. „Ecclesia militans“. In der Urfassung, die während des preußischen Kulturkampfes getextet wurde, ist von „Kriegsscharen“ und „fest geschlossenen Reihen“ die Rede. Hinter allem steckte ein ausschließendes Kirchenbild: Heilsexklusivismus für die frommen Aufrechten.

Nach dem Konzil empfand man die meisten Formulierungen des Liedes als überholt. Weil es aber so beliebt war, hat man es in den 70ern kurzerhand geschickt umgetextet. Jetzt wurde die Hinwendung zur Welt und das Bild des wandernden Gottesvolkes betont. Und mit dem „Haus voll Glorie“ war genaugenommen gar nicht mehr so sehr die real existierende Kirche gemeint, sondern vor allem das himmlische Jerusalem, das Haus im Jenseits. Und das vielleicht sogar, ohne dass dies beim Singen wirklich bemerkt wurde.

Innere Bilder bestimmen unser Denken und Handeln – auch in der Kirche.

Sie können wirkmächtige Kraft entfalten. Aber sie hinken auch oft vor lauter Einseitigkeit. Nun hat Jesus zwar vom „Haus auf dem Felsen“ gesprochen oder den „vielen Wohnungen beim Vater“. Aber ob er damit gleich eine Festung gemeint hat? Ging es da nicht vor allem darum, sein Lebenshaus nicht in den Sand zu setzen, sondern auf festen Grund zu bauen? Ging es da nicht vor allem um einen Zielpunkt, um Gemeinschaft und Geborgenheit?

Bilder bestimmen unser Denken und Handeln. Lange hat man die Kirche als „Leib Christi“ gesehen oder als „Tempel des heiligen Geistes“. Und auch das ist ja nicht falsch. Problematisch wird es, wenn damit Bilder von Perfektion und Reinheit verknüpft werden, wenn aus einer Nachfolgegemeinschaft nach und nach eine „societas perfecta“ wird.

Das Zweite Vatikanum hat das alte, biblische Bild vom „Volk Gottes auf dem Weg“ wiederentdeckt. Es macht deutlich, dass die Kirche sich dem Ruf Gottes verdankt. Dass sie zugleich durch ihn geheiligt, aber menschlich immer auch angeschlagen ist. Es macht vor allem deutlich, dass die Kirche nicht Ziel ihrer selbst ist. Und es bewahrt davor, sie mit dem Reich Gottes zu verwechseln. (Mit jedem „dein Reich komme“ im Vaterunser beten wir genaugenommen auch um das Ende der Kirche!)

Mit dem Konzil kommen weitere, neue Nuancen von Kirchenbildern ins Spiel.

Zunehmend ist von „Gemeindekirche“ die Rede, die die „Volkskirche“ abzulösen beginnt.

Aus dieser Zeit stammt auch das Lied „Ein Schiff, das sich Gemeinde nennt“.

Kennen Sie das noch? Ich weiß nicht mehr, wie oft ich es „über die Gitarre geschickt“ habe. „Ein Schiff, das sich Gemeinde nennt, fährt durch das Meer der Zeit. Das Ziel, das ihm die Richtung weist, heißt Gottes Ewigkeit.“

Auch hier ist die Rede von Angst, Not und Gefahr, von Hoffnung, Kampf und Sieg.

Das Schiff lebt von der Mannschaft, in der jeder seine Pflicht erfüllt und immer neu zur Ausfahrt bereit sein muss. Wo nicht lange diskutiert und gefackelt wird, sondern geschlossen angepackt werden soll.

Gemeinde als Schiff – bis in die Architektur hinein.

Ein Bild für eine Mitmach- und Versorgungskirche, in der Angebote für andere gemacht werden, die sie dann hoffentlich zahlreich in Anspruch nehmen.

Eine Kirche, in der man sich beteiligen kann und wo es klare Aufgaben gibt.

Das Evangelium heute präsentiert uns noch einmal ein ganz eigenes Bild: ein Bild von Booten und Netzen. Vielleicht bleibt vor unserem geistigen Auge vor allem eines hängen: das Bild von prall gefüllten Netzen mit unzähligen zappelnden Fischen.

So verstanden hat diese Geschichte in ihrer Langzeitwirkung verhängnisvolle Folgen.

Kirche wird suggeriert als Ereignis von Hülle und Fülle; als endlose Erfolgsstory, bei der es vor allem auf die Masse ankommt, nicht auf das Individuum; als Geschehen, bei dem es um das Haben und um das Siegen geht.

Dabei wird eines übersehen: die Fischfanggeschichte beginnt mit der Erfahrung von Vergeblichkeit. Und noch eins: vor dem Fischfang hören die Menschen auf das Wort Jesu. Das ist das Ausschlaggebende.

Auch Petrus hat nicht nur zugehört, sondern war Jesus schon zuvor begegnet.

Und zwar, als Jesus bei ihm zuhause war und seine Schwiegermutter geheilt hat.

Hat's da schon ein wenig „klick“ gemacht?

Was Jesus zu der Menschenmenge gesprochen hat, erfahren wir nicht.

Aber schon, dass die Menschen von sich aus kommen, lässt darauf schließen, dass sie von Jesus zumindest schon gehört, vielleicht aber auch bereits von ihm fasziniert waren.

Und jetzt das: „Fahr hinaus auf den See. Dort werft eure Netze zum Fang aus.“

Zur Unzeit! Tagsüber! Das kann nur einem blutigen Laien einfallen.

Und dann das Bekenntnis:

„Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen.“

Vielleicht sollten wir bei all unserem kirchlichen Treiben heute erst einmal in Ruhe bei diesem Befund stehen bleiben – und all die Vergeblichkeit, die in dieser Antwort liegt, aushalten: gearbeitet und nichts gefangen, abgemüht und nichts erhalten.

Dann könnte uns neu bewusst werden, dass wir aus eigener Anstrengung nichts vollbringen können. Und auch nicht müssen.

Jeglicher Ruf, jeglicher Auftrag geht von Jesus aus. Und vom Hören auf ihn:

„Auf dein Wort hin werde ich die Netze auswerfen.“

Aller gegenteiligen bisherigen Erfahrung zum Trotz tut Simon das, was kein Fachmann je tun würde: bei Sonnenlicht fischen gehen.

Manche Übersetzungen drücken den Auftrag Jesu so aus: „Fahr hinaus ins Tiefe.“

Das könnte ein leiser Fingerzeig sein, dass in Oberflächlichkeiten nichts zu holen ist.

Ob wir als Kirche heute genug in die Tiefe gehen, dahin, wo das vielfältige Leben spielt?

Der reiche Fischfang zeigt: das kann nicht einer allein. Das geht nur als Teamarbeit.

Das Schleppnetz für einen solchen Fang muss von ca. 14 – 16 Personen bedient werden.

Ein weiterer Hinweis: der Auftrag Jesu lässt sich nur in Gemeinschaft bewerkstelligen.

Die vollen Netze hauen Simon förmlich um. Er wirft sich vor Jesus auf die Knie, vielleicht, weil er erkennt, wer er ist: ein Mensch, der dem Wort Jesu nicht genug vertrauen konnte.

Ob uns dieser Zusammenhang im persönlichen Leben wie in der Kirche nicht immer wieder mal verloren geht? Alles, was irgendwie nach Ertrag oder Erfolg aussieht, hängt unbedingt mit dem Vertrauen zusammen, es aus der Bindung an Jesus zu tun.

Und dann ein weiterer Auftrag: „Von jetzt an wirst du Menschen fangen.“

Es mag sein, dass wir dieses Wort heute mehr denn je mit Unbehagen hören.

Ist es Auftrag der Kirche, ist es Ruf in die Nachfolge, Menschen zu fangen wie einen Fisch? Das wäre tatsächlich vereinnahmend oder gewalttätig. Das griechische Wort für „fangen“ bedeutet nicht nur „lebendig in Gewahrsam halten“, sondern auch: „beleben“!

Also all das zu leben und weiterzugeben, was Jesus getan hat: Leben in Fülle zu eröffnen.

Um im Bild des Evangelium zu bleiben: dann wäre Kirche ein offenes Boot, dann wäre die Gemeinschaft der Glaubenden nicht eine starre Institution, sondern ein fluides Netzwerk.

Dann ginge es nicht darum, Macht über Menschen auszuüben und die Kontrolle zu behalten, sondern darum, das Leben in seiner Vielfalt und Buntheit zu würdigen.

Dann ginge es nicht darum, alle Menschen in das selbe Korsett zu zwängen, sondern ihre Einmaligkeit zu sehen und wertzuschätzen.

Gerade die jüngste Aktion OutInChurch, bei der über 120 Menschen sehr bewegend ihre sexuelle Orientierung offengelegt haben, kann der Kirche wichtige und notwendige Impulse geben: Menschen nicht länger auszugrenzen und über Bord zu werfen, sondern Platz für alle zu haben und – bildlich gesprochen – Ertrinkende ins Boot zu holen.

In diesem Sinne: Menschenfischer sein! – Von welchen Bildern lassen wir uns leiten?

Ich verstehe Kirche nicht als Trutzburg, nicht als Bollwerk, nicht als Kreuzfahrtschiff.

Kirche vielmehr als Rettungsboot von Menschenfischern, als offenes Geschehen, als schöpferisches Netzwerk. Nicht mehr Volkskirche, sondern Kirche des Volkes.

Eines Volkes, das die freimütige Rede pflegt. Eine Kirche ohne Denkverbote.

Eine Kirche, die im Werden ist.